

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Ein Wiederbegegnen : Erzählung
Autor: Hefti, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Wiederbegegnen

Erzählung von Jakob Hefli, Glarus.

I.

Jahre waren dahingegangen, seit ich das Städtchen B. verlassen hatte. Bande der Freundschaft und frohe Stunden blieben noch lange in der Erinnerung haften, bis auch sie im Meer der Vergessenheit versanken. Doch nicht so ganz, denn immer wieder flogen die Gedanken in jene Zeit zurück, die ich zu den schönsten meines Lebens zählen durfte.

Zu meinen besten Freunden zählte dort Fritz Winter, der eben die kaufmännische Lehre abgeschlossen hatte, als ich im gleichen Geschäft in Stellung trat. Er war der jüngste Sohn von Wagnermeister und Gemeinderat Winter, seine älteren Geschwister waren auswärts verheiratet. Wir waren beide bald eifrige Mitglieder des Turnvereins und gute Kameraden, so daß ich oft auch Gast im Winterhaus wurde. Was mich dorthin zog, das war der ungewöhnliche Verkehr von Alter und Jugend, und der Herr Gemeinderat war für uns beide eine Art staatsbürgerlicher Unterricht, und auch von der Mutter erhielten wir manchen guten Rat auf den Weg.

Fritz Winter hatte alle Anlagen, ein tüchtiger Kaufmann zu werden und seine Zukunftspläne deckten sich größtenteils mit denjenigen der Familie, nach Absolvierung der Rekrutenschule einige Jahre Aufenthalt in der Fremde zur Erweiterung der Kenntnisse, ohne festen Plan für eine Rückkehr. Und so wurde gemeinsam an diesen Plänen geschmiedet, ich selber mußte nur zu gut, daß mir ein so weiter Flug versagt bleiben mußte, das Elternhaus verlangte auch aus der Fremde meine Hilfe. Ob sich dabei unsere Wege wieder für immer trennen würden, daran trägt ja die Jugend nicht so schwer. — Und schneller als wir beide geträumt, stand die Trennung vor uns. Von einer Schweizer Firma in Süd-Frankreich wurden junge Kaufleute gesucht. Fritz meldete sich, und schon in wenigen Wochen war der Kontrakt abgeschlossen und der Reisetag festgesetzt. Am Abend fand noch eine kleine Abschiedsfeier statt und am Morgen begleiteten wir Fritz Winter auf den Bahnhof.

Noch heute steht mir jener 15. April in lebhafter Erinnerung in allen seinen Einzelheiten. Fritz war sehr aufgeräumt, er sprach von Vergangenem und huschte in die Zukunft hinüber, ein kleines Reisesieber war leicht spürbar. Auch der Prinzipal kam auf den Bahnhof, um Adio zu sagen und viel Glück auf die Reise wünschend. Die kluge Mutter konnte sich der Tränen

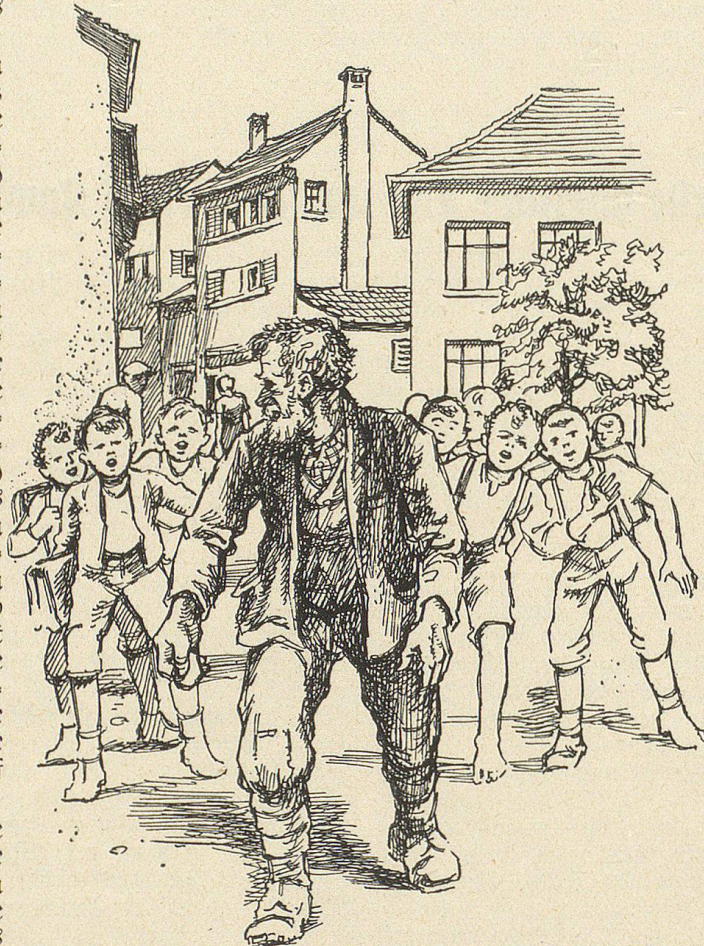
nicht ganz erwehren und auch dem Vater blieben die Worte fast in der Kehle stecken, während ich ihm mit Humor alles Gute gewünscht, und mit den schüttelnden Taschentüchern ertönte das „Auf Wiedersehen!“

Ein junger Mensch fuhr in die Welt hinaus, frohgemut dem Glück entgegen — wer mag es wissen? —, und wir, die Zurückgebliebenen, kehrten zurück zum Tagewerk, still in sich versenkt, als hätte man uns etwas vom Besten weggenommen. Und stiller vor allem ward es im Wagnerhaus.

Während den nächsten Jahren, auch nachdem ich B. verlassen, blieb ich mit dem Winterhaus und mit Fritz verbunden, bis dann aus unbekanntem Gründen die Briefe ausblieben. Das Letzte war noch eine Todesanzeige vom Hinschied der Mutter, dann verloren sich die Spuren im Laufe der Zeit, die unerbittlich weiter schreitet und Schicksal um

Schicksal in ihren Bann zieht. Jahre versanken im Meer der Vergessenheit, große Ereignisse nahmen die Menschheit gefangen, auch Fritz Winter zählte zu den Vergessenen. Unerwartet führten mich nach zwei Jahrzehnten Geschäfte nach jener Gegend, und so war ich entschlossen, B. wieder einmal einen Besuch abzustatten.

Ein wundervoller Frühlingstag lockte zu einer Fußwanderung, um B. noch vor Mittag zu erreichen. Wie ein Blütenmeer prangten die Obstbäume und der Tannenwald, den ich durchschreiten mußte, duftete nach Harz. Der Weg führte über einen Höhenzug, und als ich aus der Lichtung trat, lag B. mir wie eine Idylle zu Füßen. Rechts der Straße lud unter einer mächtigen Linde eine Bank zum Rasten ein und lange ließ ich das einst so vertraute Bild auf mich einwirken. Und doch war es nicht mehr dasselbe. Wohl war das



Weichbild mit dem ehrwürdigen Gotteshaus fast unverändert, aber nach allen Seiten hatte die neue Zeit ihre Fühler ausgestreckt, ganze Quartiere waren neu aus dem Boden gewachsen. Unwillkürlich suchte mein Blick die Stelle, wo das Wagnerhaus gestanden und lebendig erwuchs vor meinen Blicken der so traute Kreis der Vergangenen. — Mittlerweile war es elf Uhr geworden und der Ton der Mittagsglocke klang wie ein Gruß aus weiter Ferne an mein Ohr. Das war für mich auch die richtige Zeit, den Weg wieder unter die Füße zu nehmen, um in einer halben Stunde das Städtchen zur Mittagsrast zu erreichen.

Noch war ich kaum weitergeschritten, als ein Mann aus der Waldlichtung heraustrat, den ich als den Förster erkannte. Sein Blick schweifte noch einmal dem Waldbrand entlang und dann schritten wir zusammen fürbas. Er war mir noch flüchtig in der Erinnerung, wogegen er mich kaum erkennen konnte. Immerhin ließ er sich freundlich mit mir in das Gespräch über dies und jenes ein, bis wir uns den ersten Häuserreihen naheten. Der verstummte Glockenton wurde abgelöst durch den Lärm der schulentlassenen Jugend, die sich an einem betrunkenen Straßengänger ergözte, der sie mit einigen Steinwürfen vom Halse hielt und sich dann dem Gehölz zuwandte. Der lange struppige Bart und ebensolche Kopfhaare mit einem etwas zerschlossenen Anzug ließen den Vagabunden, Korbflicker oder Waldarbeiter vermuten, aus der Nationalität konnte man nicht ohne weiteres klug werden, bis dann ein paar kräftige Flüche auf Landskraft schließen ließen.

Ein Seitenblick auf meinen Begleiter überzeugte mich, daß ihm dieses Bild keine große Freude bereitere, aber es fiel kein mißbilligendes Wort mit Ausnahme einiger Verweise an die grölende Jugend, die unterdessen verschwand, wie sie gekommen war.

„Er hat wieder den ganzen Vormittag verludert“, kam es von den Lippen. „Es kommt jeden Monat nur einmal vor, daß er einen sturen Tag hat, und den muß man ihm lassen, denn da will er vergessen.“

„Das ist ein netter Kunde“, bemerkte ich lächelnd, während wir weiter schritten, und als meine Frage einen Moment unbeantwortet blieb, fragte ich: „Ist es ein hiesiger?“

„Leider muß ich die Frage bejahen, es ist einer meiner Waldarbeiter, er ist sonst ruhig und willig, aber er lebt wie ein aus der Gesellschaft Ausgeschlossener in einer Hütte im Wald. Und er war einst ein so beliebter und gebildeter Bursche. Und nun ist er so tief gesunken, Vater und Mutter gestorben und die auswärtig wohnenden Geschwister wollten nichts mehr von ihm wissen. Weil er im Ausland geseffen, und wie er behauptet, unschuldig, aber . . .“

„Wo gehört er hin, wenn ich fragen darf, Herr Förster? Ich bin nicht ganz unbekannt hier, aber es liegen viele Jahre zurück.“

Der Förster musterte mich etwas erstaunt und fragt, wie lange das her sei.

„Vor zwanzig Jahren war ich in Stellung hier und besaß auch einen guten Freund.“

Der Förster steht einen Augenblick still und fixiert mich noch schärfer. „Dann müssen Sie ihn gekannt

haben, den Sohn Wagnermeister Winters, den Fritz.“

Wie ein Keulenschlag trafen mich die Worte des Försters. „Fritz Winter und dieser Vagabund. Das ist nicht möglich, nicht zu glauben.“

„Und doch ist es leider so. Fritz Winter an der Marktgasse, wenn Sie bekannt sind.“

Und nun war es an mir, von unserer Freundschaft zu berichten, von meinem Aufenthalt im Wagnerhaus, und nun erinnert auch der Förster sich an mich und taut auf. Ich erzählte, wie wir damals Abschied genommen und wie dann der Faden abbrach. Damals diese große Hoffnung von uns allen und nun dieser menschliche Trümmerhaufen. Hier muß das Schicksal in der weiten Welt in den bereitgelegten „Zettel“ einen sonderbaren Einschlag gewoben haben. Es kam für mich zu unerwartet, fast glaubte ich, ihm nachstürmen zu müssen, doch mitleidig wehrte der Förster ab. „Du lieber Gott“, meinte er, „da ist Hopfen und Malz verloren. Sie können nicht glauben, was in den ersten Jahren alles versucht wurde, alles umsonst, die Menschenscheu ließ ihn nicht mehr aus den Klauen. Schlecht ist er nicht und war bestimmt auch nie ein Verbrecher, aber nun ist es zu tief mit ihm hinab gegangen. Jetzt kümmert sich niemand mehr um ihn, als die Säger im Wald, und er sich nicht um die andern, die ihm nicht glaubten.“

Während dem Mittagessen ließ mich der Gedanke nicht mehr los, dem Schicksal Fritz Winters auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich sein sollte, ihm zu helfen. Den Wirt kannte ich von früher her als Turner, und so kam nach dem Essen das Gespräch auch auf Fritz Winter, wobei auch der Förster sich bald uns zugesellte. Und so prägte sich mir auch bald ein gewisses Bild ein, ohne daß wir auf den wirklichen Grund gelangten. Man teilte mir mit, daß Fritz Winter in Frankreich wegen Unterschlagungen geseffen, dann in der Fremdenlegion gedient, bis man ihn auf dem Schub heimbrachte. Bis auf den heutigen Tag habe er seine Unschuld behauptet, Vater und Mutter sind gestorben, nirgends einen Halt und nirgends einen Glauben, und so ging es immer abwärts.

Mir war das alles unfaßbar. Es ließ mir auch keine Ruhe, ich wollte nicht heimkehren, ohne die Wahrheit ergründet zu haben. Der Förster und der Wirt zuckten die Achseln. „Aus solcher Tiefe kommt keiner mehr hoch“, meinte achselzuckend der Wirt. Der Förster fügte verdächtig bei, daß das erste Vorurteil oft mehr Schaden stiftete als eine wirkliche oder vermeintliche Schuld und das Sprichwort von den großen und kleinen Schelmen habe immer noch seine Gültigkeit. Heute sei allerdings bei Fritz Winter nicht mehr viel gut zu machen, weil er auch nicht hier bestraft worden sei, unsere Gerichte könnten da nichts gutmachen.

Damit trennten wir uns. Doch mich zwangen die Gedanken ins Freie, ich mußte frische Luft haben. Ich schlenderte über einen Feldweg zum nächsten Dörfchen, und so reifte in mir immer mehr der Entschluß, hier in B. zu bleiben und Fritz Winter am nächsten Morgen in seinem Wigwam im Walde aufzusuchen.

II.

Lachender Sonnenschein lag über der Landschaft, als ich mich am andern Morgen frischen Mutes auf den

Beg machte. Der Förster hatte mir genaue Begleitung gegeben. Die Vögel jubilierten, da und dort hörte man Jauchzer der Räder und das Geläute weidender Kühe. Von der Waldstraße zweigte ein schmaler Pfad in das Waldbinnere ab, wo sich verdeckt durch Unterholz Fritz Winters Hütte befand. Nach kurzer Wanderung hatte ich das Ziel erreicht. Aus allen Zweigen jubilierte es in den jungen Tag hinein. Und das Räuschen eines Waldwassers mischte sich in den Chor. Dieses Morgenkonzert war gerade dazu angetan, den düstern Grund der Gegenwart zu vergessen.

Bald erklangen von irgendwo her Schläge der Waldart, vom Tal herauf begann die Hast des Tages zu pulsen, der erste Morgenzug signalisierte die Einfahrt in die Station, Fuhrwerke begannen über das Straßenpflaster zu holpern, während der Rauch der Fabrikamine zum Aether emporstieg, um sich im Luftraum zu verlieren. In der Einsiedlerhütte schien noch alles im Schlaf, ich postierte mich hinter einer großen Tanne, um vorerst unbeachtet zu bleiben. Die Hütte war von fester Bauart und gegen Unwetter mit Rinde und Moos gut abgedeckt. An den Wänden aufgeschichtetes Holz und neben der Türe ein Baumstrunk zum Verarbeiten von Holz. Plötzlich wird es lebendig unter den gefiederten Sängern, sie fliegen dem Einsiedler entgegen, der mit einem Eimer und einer Axt sich der Hütte nähert. Er scheint heute sein Tagwerk früh begonnen zu haben, um das gestern Veräumte nachzuholen. Er tritt in die Hütte und kommt bald wieder zurück, um den Vögeln Futter zu streuen. Nun wage ich es, hinter meinem Posten hervorzutreten, um mich Fritz Winter zu nähern. Ein leichter Schatten wirft sich auf das Gesicht, als ich auf ihn zutrete, ihm die Hand entgegenstrecke und ihm ein „Grüß Gott, Fritz“ entbiete.

Einen Moment stutzt er, ohne meinen Gruß zu erwidern, und erklärt mißtrauisch: „Ich kenne Euch nicht, was wollt Ihr hier?“

„Aber Fritz, kennst du mich nicht mehr, ich bin . . .“

„Du bist . . .“

Die Szene, die diesen Worten folgte, läßt sich nicht in Worte fassen. Die erschütternde Tragik dieses Augenblicks erfaßt uns beide derart mächtig, daß jedes weitere Wort auf den Lippen erstarb. Mit verzerrten Zügen, ohne meine Hand zu beachten, eilt Fritz Winter in die Hütte. Und mich drängt es ihm zu folgen, denn wer kann es wissen . . .

Minuten, die wie Ewigkeiten wirken, erfüllen den Innenraum der Hütte. Auf primitivem Heulager hingestreckt, den Kopf in die Fäuste aewühlt, liegt Fritz Winter am Boden und weint, weint wie ein Kind. Noch wage ich kein Wort zu sprechen, während die Minuten sich dahinschleppen. Und dann, wie aus einem wüsten Traum erwachend, erhebt sich Fritz Winter.

„Das kam zu unvermutet“, ringt es sich über die Lippen, und er setzt sich auf die selbstgezimmerte Bank. Dann aber ermannet er sich wie einer, der doch weiß, was er will und schüttelt mir die Hand, während sich seine Augen feuchten. Ich halte Stand, obwohl der Augenblick mich fast ersticken will. Und es war für mich fast wie eine Erlösung, als nun Fritz Winter ruhiger zu sprechen begann.

„Du hier, du hast mich aufgesucht, du hast dich meiner nicht geschämt? Und doch wird man im Städtchen drunten keine Loblieder auf mich gesungen haben. Ja, ich weiß, bei diesen bin ich der Schwärzeste auf der schwarzen Liste, da sind der Schinderhannes und der Rinaldini noch halbe Heilige.“

Nun hat sich bei mir die Erregung wieder gelegt und noch einmal schüttle ich Fritz die Rechte mit einem „Grüß Gott, Fritz“ und dann sind wir für einige Stunden wieder vertraute Freunde und mit einem „Nein Fritz, ich habe mich deiner nicht geschämt“ war das Eis gebrochen.

Wir treten aus der Hütte in die frische Waldesluft. Und als wir uns auf die Bank gesetzt, hub Fritz zu erzählen an. „Ja, auch ich habe jene Zeit nie vergessen und die Hoffnungen, auf die wir die Zukunft aufzubauen gedachten. Aber das Schicksal hat oft seine Launen, es kann sogar furchtbar ohne eigene Schuld werden, weil die menschliche Schlechtigkeit auf dieser Welt nie ausstirbt. Und darum darfst du auch heute meine Hand ruhig berühren, es klebt kein Blut und kein Verbrechen daran, und ich darf dir ruhig in die Augen blicken, auch wenn mich die ganze Welt als schuldig verdammt. Es gibt ja so viele Verbrechen auf der Welt, die nie aufgedeckt oder geführt werden, und wer nach der Nacht strebt, für den müssen sogar die Völker die Hölle erleben und verbluten. Heute weiß ich es selber, daß mancher es anders angepakt hätte, als ich für einen andern büßen mußte, und dann war es, als ob das Verhängnis mich als Opfer ausgesucht.“

Fritz Winter hält einen Moment inne, als ob er sich auf das Ganze noch einmal besinnen müßte. Und so lag es an mir, die Situation auszunützen und das Vertrauen zu festigen. „Du hast recht, Fritz, immer wieder triumphiert das Unrecht über das Recht in der Welt, weil die Völker aus der Vergangenheit nicht lernen wollen, weil sie den Kampf und nicht den Frieden wollen. Gewiß, Fritz, als ich gestern von daheim fortfuhr und hier Einkehr zu halten gedachte, da mußte ich überhaupt nicht, ob ich von dir Bericht erhalten würde, nachdem ich vor so viel Jahren deine Spur vollständig verloren habe. Denn 20 Jahre sind eine lange Zeit und manche Jugendfreundschaft wird mitgerissen im Strom der Zeit. Es ist ja mit der Liebe auch nicht anders, es sind Flammen, die erlöschen, wenn ihnen das Del ausgeht. Und was mir auf dem Gang zum Städtchen der Förster erzählt, das traf mich so unerwartet, wie ein Schlag auf den Kopf, und ohne daß du unsere Begegnung ahntest. Und nun sitzen wir hier Aug' in Aug' nebeneinander und es ist fast wie ein Schrei nach Wahrheit, der aus meinem Innersten im Herzen brennt. Ich bin als Freund und nicht als Richter zu dir hinaufgestiegen.“

Und nun beginnt Fritz Winter ruhig zu erzählen. „Ich reiste damals, wie du dich erinnerst, nach Südfrankreich, um bei einer Schweizerfirma in Stellung zu treten. Während zwei Jahren arbeitete ich dort als Korrespondent und erweiterte zugleich meine Sprachkenntnisse in Französisch und Englisch, weil ich noch einen Sprung über das Meer zu machen gedachte, allerdings erst später, wenn die Welt ruhiger geworden.“

Dann siedelte ich nach Lyon über und erhielt eine Stelle als Buchhalter in einem großen Seidengeschäft, Inhaberin war eine Witwe Ende der 30er Jahre, deren Mann in zweiter Ehe kurz vorher gestorben, die eigentliche Leitung hatte ein Sohn aus erster Ehe inne, der aber unverheiratet war. Zur Verwandtschaft gehörte auch noch eine Enkelin, die auswärts bei einem Vormund untergebracht war, der die Funktion eines Revisors ausübte. Durch Fleiß und Intelligenz hatte ich meine Position in wenigen Jahren stark gefestigt, so daß mir auch der Zutritt in die Familie eingeräumt wurde und der Sohn mich auch in die Gesellschaft und Clubs einführte. Dort wurde natürlich auch gespielt, oft auch um größere Beträge, wobei ich wenig Neigung besaß, mich mit höheren Einsätzen engagieren zu lassen, und du brauchst auch nicht zu vermuten, daß ich an diesen Klippen gestrandet wäre. Die Spielsäle in Frankreich sind mit Recht berüchtigt, nicht nur Monte Carlo. Herr Favell, mein Chef, machte allerdings auch dorthin gelegentlich eine Spritztour mit Wissen seiner Stiefmutter, aber ohne sich auf vierstellige Zahlen pro Einsatz einzulassen. Bezogene Vorschüsse wurden regelmäßig ausgeglichen, die man als Reisespesen verbuchen mußte. Nach drei Jahren stellte man mir die Procura in Aussicht und Hand in Hand vermehrten sich auch die Einladungen ins Herrenschaftshaus, ohne daß ich mich in Illusionen verlor. Manchmal auch ohne die Anwesenheit des Sohnes. Mit der Zeit nahm aber diese Bevorzugung doch Formen an, die in mir gewisse Ahnungen aufdämmen ließen und sich fast in Befürchtungen verwandelten, bis ich eines Tages vor die vollendete Tatsache gestellt wurde, die Frau des Hauses beehrte mich mit einem Heiratsantrag.

Wie eine Scheidewand stand plötzlich das konfessionelle Moment vor meinen Augen und daneben der Unterschied zwischen Achtung und Liebe und auch der Altersunterschied, alles menschliche Gründe, die nicht immer mit goldenen Brücken überspannt werden können. Gewiß war Madame Favell eine charmante Erscheinung, die in der Gesellschaft Staat machte, aber es war nicht das, was ich unter schweizerischer Häuslichkeit verstand. Denn es handelt sich in Wirklichkeit um die intimsten Seiten des menschlichen Lebens nicht nur

für einige Jahre, sondern für Jahrzehnte. Und doch hatte ich das Gefühl, daß Madame Favell nicht etwa mit mir spielte, sondern daß es sich um eheliche Zuneigung handelte.

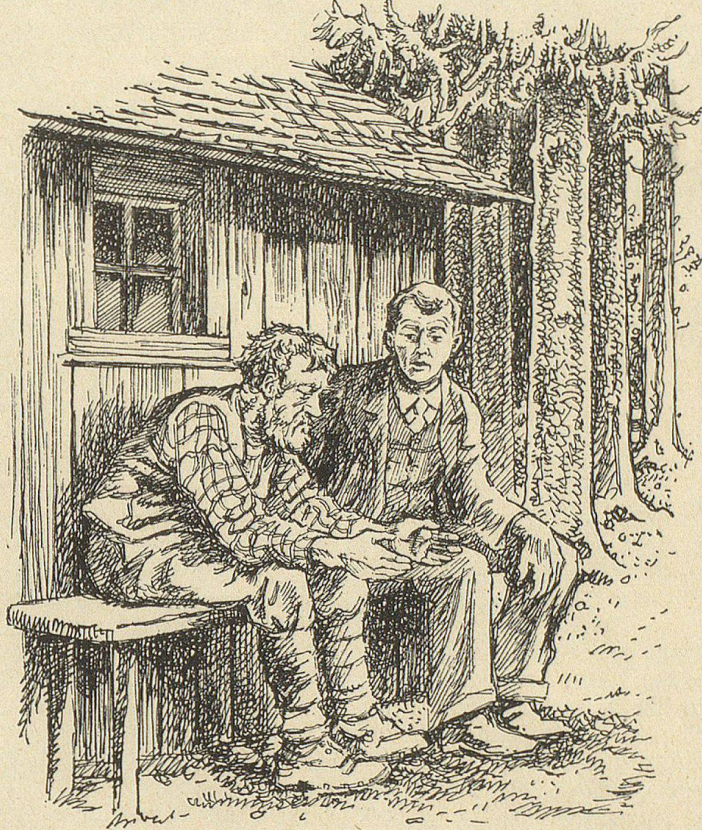
Eines Abends wurde ich unter vier Augen vor die Entscheidung gestellt, die Aussprache war ernst und reiflich und ich ersuchte um Würdigung der ablehnenden Gründe, weshalb mir zugesichert wurde, daß dadurch die Anstellung nicht berührt würde. Mit diesem Besprechen und dem Gelöbnis der Verschwiegenheit trennten wir uns. Und wenn auch die Besuche im Herrenhaus spärlicher wurden, zeigten sich im Geschäftsverkehr keinerlei Risse.

Wieder einmal war Clubabend, zu dem ich von Herrn Favell liebenswürdig eingeladen und wo auch gespielt wurde. Mitten in einem Spiel wurde mein Chef ans Telephon gerufen und mußte den Club vorzeitig - wie er sagte in einer dringenden Angelegenheit - verlassen. Auch das kam ja gelegentlich vor. Ein wundervoller Abend lud etwas später noch zur Promenade ein, während allmählich die Lichter erlöschten.

Am andern Morgen teilte mir Frau Favell telephonisch mit, daß der Chef für den Vormittag habe verreisen müssen und erst gegen Mittag zurückkommen werde. Deswegen standen natürlich die Räder im Betrieb nicht still. Im Laufe des Vormittags traf etwas uner-

wartet Herr Caller, der Revisor, mit seinem näselnden „Guten Morgen, Herr Winter“ über die Schwelle und meldete eine Zwischenrevision an. Daß Herr Favell heute abwesend war, hatte er von seiner Stiefmutter erfahren. Ohne weiteres stellte ich ihm Bücher und Kasse zur Verfügung und fuhr in meiner eigenen Arbeit weiter, gelegentlich einen Blick ihm zuwendend oder eine Zwischenbemerkung beantwortend.

Nachdem Herr Caller die Kassagelder einer Kontrolle unterzogen, erhebt er sich und erklärt, daß er ein erhebliches Manco feststellen müsse, das eine einläßliche Nachprüfung notwendig mache. Unterdessen war auch Herr Favell eingetroffen und die Herren begrüßten sich und Herr Caller teilte dann seinen Befund mit. Es handelte sich um einen Fehlbetrag von fünftausend Franken. Herr Favell zeigte sich sehr erstaunt und erklärte, daß bei der bisherigen sehr zuverlässigen Arbeit meiner-



seits ihm dies fast als unmöglich erscheine, eine genaue Nachkontrolle sei natürlich unerlässlich. Die Sache müsse abgeklärt werden.

Selbstverständlich, daß auch ich eine solche Nachkontrolle verlangen mußte und auch den geringsten Verdacht nicht auf mir sitzen lassen durfte, weil ich meiner Sache vollständig sicher war und eine Differenz nur bei den Barbeständen überhaupt möglich sein konnte, weil am andern Tag die Löhne auszuzahlen waren. Die Nachkontrolle wurde beidseitig durchgeführt und dann war ich wie vor den Kopf geschlagen, als auch ich den erwähnten Fehlbetrag bestätigen mußte. Aber es konnte sich für mich nicht nur um diesen Fehlbetrag handeln, den ich hätte ersetzen können, sondern entscheidend war für mich der Tatbestand als solcher, und ich erklärte deshalb auch ganz bestimmt, daß ich vor einem Rätsel stände und es sich nur noch um die Frage handeln könne, ob bei der Ueberweisung durch die Bank ein Fehler unterlaufen sei, um einen Einbruch könne es sich nicht handeln, da jede Spur fehle.

Daß auch die weiteren Erhebungen resultatlos verliefen, will ich nur noch ergänzend vorausschicken und dann nahm das Schicksal seinen Lauf mit drei Jahren Zuchthaus und ich schwöre dir auch heute, ohne irgend eine Schuld oder ein Versehen meinerseits, aber auch ohne daß es mir gelang, schlüssige Beweise zu erbringen. Denn Vermutungen und Verdacht sind keine Beweise und die Großen hängt man nicht ohne sichere Beweise. Was mich seither nie von einem Bann befreien vermochte, das war jenes Telephon im Clublokal und ein gewisser Leitsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt. Und was deshalb jene drei Jahre fertig brachten, das war keine Sühne für eine Tat, weil ich nichts zu sühnen hatte.

Diese drei Jahre hatten aber den vorzeitigen Tod einer guten Mutter, eines an Gram sich aufreibenden Vaters auf dem Gewissen und den geistigen und physischen Ruin eines Nichtschuldigen. Und damit auch einen Heimatlosgewordenen ohne die eigentliche Schuld der Heimat. Denn an eine Heimkehr wollte und durfte ich nach diesen drei Jahren nicht denken. Wohl wurde mir ein kleiner Rest der Strafe erlassen, aber wohin mit einem defekten Leumund? Und niemand, der meinen Beteuerungen Glauben schenkte. Lange stand ich am ersten Tag mit mir selber im Kampf, als ich in einer Wirtschaft auf andere zerbrochene Existenzen stieß und das Wort „Fremdenlegion“ an mein Ohr schlug.

Vom Gedanken zur Tat war kein weiter Schritt und die Gelegenheit macht Diebe, wenn das Diebsgut sogar noch honoriert wird. Denn jeder schweizerische Wehrmann weiß, daß die Fremdenlegion Diebsgut am Vaterland ist. Aber gab es nicht auch eine Zeit, wo man von zwangsweiser Einbürgerung des Ausländers sprach, der zudem dem Schweizer im Arbeitsprozeß den Platz versperren konnte, oder wo man den Eidgenossen zur Auswanderung animierte?“

Fritz Winter hält einen Augenblick inne, als ob er seine Gedanken noch einmal sammeln wollte. Dann erzählte er weiter, daß diese vier Jahre Fremdenlegion in Verbindung mit dem Alkohol das begonnene Werk

der Zerstörung noch vollendeten. „Nicht der Körper war ruiniert, aber die seelischen Kräfte waren derart verbraucht, daß ich oft des Nachts am Wasser stand und mit einem Entschluß rang, der das Beste gewesen wäre. Und doch tat ich es nicht, auch wenn alle Werte verloren gegangen, die das Leben überhaupt noch lebenswert machen. Wenn der Mensch den Glauben an das Recht verliert, dann nimmt man ihm das Beste, man reißt es ihm aus der Seele. Die Herren, die mich auf die Anklagebank brachten, sie wußten, daß ich kein Betrüger war, auch wenn ein Fehlbetrag in der von mir betreuten Kasse feststellbar war.

Noch wollte ich es in einem andern Land versuchen, nachdem mir die Flucht aus der Fremdenlegion gelungen, noch einmal ein anderer Mensch zu werden, aber es wollte mir nicht mehr gelingen, bis ich schließlich als Gestrandeter per Schub in die Heimat abgeschoben wurde. Ich hätte in den Boden versinken mögen, als mich der Landjäger am Bahnhof in Empfang nahm.

Was seither mit mir gegangen, brauche ich dir nicht zu erzählen, denn deswegen hast du mich auch nicht aufgesucht. Aber was ich dir nun anvertraut, ist kein Roman, sondern die Wahrheit eines Lebens, das uns einst beiden als große Hoffnung den Lebensweg vorgezeichnet, bis sich dann die Spuren verloren. Aber das eine weiß ich, daß du mir trotz allem den Glauben und die Treue halten wirst. Mit allem andern habe ich abgerechnet. Es braucht sich niemand um mich zu sorgen, es braucht mich auch niemand zu fürchten, ob er mir des Nachts im Wald begegnet, oder wenn ich einmal im Monat meinen besondern Tag habe. Arbeit gibt mir der Förster genug und er ist hier fast der einzige, der mich versteht und der mich in meinem Wigwam gewähren läßt. Und auch die Frevler kennen mich.

Schon manchmal bin ich drüben auf dem Hahnentopf gestanden und habe zu Füßen in das sprudelnde Wasser geschaut, ich habe manchmals gezuckt – ein Sprung – und alles vorbei. Und nun bin ich fertig und du bist der erste und einzige, dem ich die volle Wahrheit anvertraut. Nimm sie mit als Gedächtnis an einen dir einst in Treue ergebenen Freund, der dich auch nie vergessen wird.“

Ja, Fritz Winter war fertig. Und ich kannte seine Geschichte. Wie ein offenes Buch lag sie vor mir ausgebreitet und doch wieder nur ein Blatt im Buch des Lebens von Millionen. Ich hatte Fritz Winter einen halben Tag von seiner Arbeit weggenommen, aber es war ein Tag der geistigen Entlastung für uns beide, der Glaube an den Menschen im Menschen und nicht an sein Außerer, das so viel Firnis ist. Der Abschied war für beide nicht leicht, und doch stieg ich leichter den Berg hinunter, als ich ihn erklimmen, was nicht immer der natürliche Gang der Dinge ist, der Werktätige trägt schwerere Lasten zu Tal als zu Berg. Als mich der Zug am Nachmittag wieder von B. fortführte, da stand im Schatten einer Tanne, still versunken, die Hand über den Augen, einen Abschiedsgruß winkend, Fritz Winter, bis der letzte Wagen sich im Hügelland verlor.